

AUFGERÄUMT

Wandvertäfelung | Umgestaltung des Foyers im Jüdischen Museum Berlin

Peter Rumpf

Man darf es ruhig eine Herausforderung nennen: in der Fortsetzung von Daniel Libeskind den Eingangsbereich und Foyerbereich des Jüdischen Museums in Berlin neu zu ordnen und ihm ein eigenes Erscheinungsbild zu verschaffen. Elf Jahre nach Fertigstellung des unverwechselbaren Museums ist die Besucherzahl inzwischen auf jährlich über 700.000 gestiegen, wobei es vorwiegend Schulklassen sind, die bekanntlich ihre eigene Dynamik entwickeln. Hilfreich war schon ein 2005 im Norden des Museums durch Reese Architekten, Berlin, angebautes Eingangsgebäude für Gruppen.

Dennoch blieb der gesamte Zustand unbefriedigend. So wurde nach einem beschränkten Wettbewerb das Berliner Büro bromsky (Franziska Streb und Jan Liebscher) beauftragt, im ehemaligen königlichen Kollegienhaus von 1735, dem Nachkriegs-Berlin-Museum und jetzigen Eingangsgebäude für das daneben stehende Jüdische Museum, „Ordnung zu schaffen“ – was heißt, das im Laufe der Jahre schleichend angewachsene Sammelsurium an Kleinmöbeln, Hinweistafeln, Flyerständen, Vitrinen, Spendenbox, Papierkörben, Feuerlöschern, Sicherheitstechnik und anderen Provisorien in ein einheitliches Layout zu bannen. Dazu integrierten die Architekten alles in die sich gegenüber liegenden Wände des 46 Meter langen und sechs Meter schmalen, die gesamte Frontseite des barocken Baus durchmessenden Foyers.

Wie stark Windfang, Sicherheitsschleuse, Kassenraum, Foyer und Garderobe strapaziert werden, erlebt man schon an einem normalen Besuchertag, an dem das „System“ schnell an seine Grenzen stößt, die Mantelablage überquillt und sich auf den neuen weißen Bänken Schüler gegenseitig von den Plätzen Wegdrängen. Das spricht erst einmal für die Attraktivität des Museums, woran Libeskind seinen Anteil hat. Wie also konnte man als junges Architekturbüro dagegenhalten? Durch absolute Zurücknahme, durch Ruhe und durch den ausnahmslosen Einsatz des rechten Winkels.

Mit der Farbe Weiß und einem horizontalen einfachen Raster zogen die Architekten die beiden Foyerteile zu einer Einheit zusammen. Die vier Meter hohen Wandverkleidungen sind ihren Funktionen folgend durch Vor- und Rücksprünge gegliedert. Alles eben nur Mögliche verschwindet hinter deren absolut glatter Oberfläche, in verdeckten kleinen Schränkchen mit raffinierten Klapp- oder Schiebeabdeckungen. Alle Informationen zu Wegen, Serviceangeboten und Sicherheitshinweisen – dafür hat nicht zuletzt das LKA gesorgt – sind auf großen Leuchtfächen aus gespannter und bedruckter Barrisol-Folie im oberen Bereich zu finden.

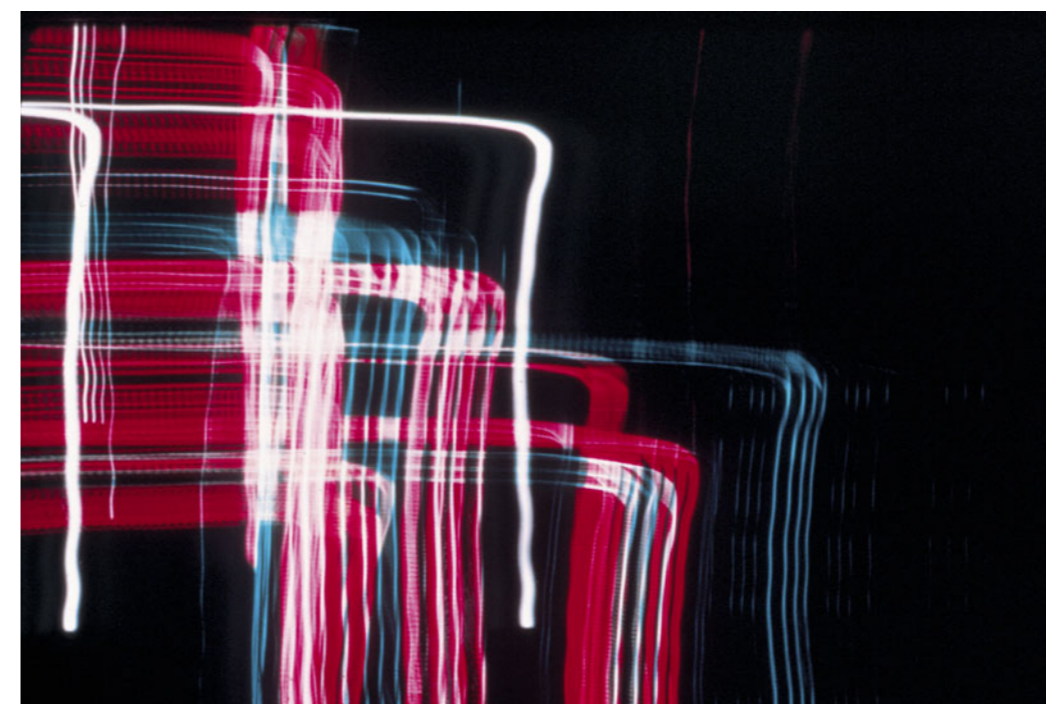
Das gesamte Foyer ist gleichzeitig Fluchtweg. Das stellt besondere Anforderungen in puncto Brandschutz an die Planung und das Material: schwer ent-

flammbar (B1) im nördlichen Teil mit einem Acryl-Werkstoff (LG-Himac), auf Gehrung geschnitten, die Fugen verspachtelt und geschliffen; nicht brennbar (A1) im Teil um den Abstieg in Libeskind's Unterwelt mit speziell für diesen Fall entwickelten Verbundplatten aus Glas und Keramik, ebenso makellos wie der Acryl-Werkstoff verarbeitet, nur wesentlich schwerer von Gewicht, was verstärkte Angeln und Scharniere verlangte. Hinzu kamen im Windfang u.a. zwei neue, sicherheitsoptimierte Drehtüren für Ein- und Ausgang und – als Verschärfung – der gesamten Umbau bei laufendem Betrieb.

Die Anstrengung hat sich gelohnt. Fehlt nun noch ein entsprechender Tresen für den Verleih der Audioguides. Er ist aus der Zeit vor dem Umbau übriggeblieben, deutlich erkennbar an seinen runden Ecken.

Das Durcheinander aus Flyer-Displays, Müllern und Hinweisschildern, die das Foyer des Jüdischen Museums vor der Umgestaltung bevölkerten, löste bei bromsky Architekten den Wunsch aus, hier so gut es geht aufzuräumen. Die neue weiße „Wandvertäfelung“ integriert all diese Elemente – und dazu noch eine Reihe von Sitzbänken.

Fotos: Jan Bitter



László Moholy-Nagy, *Ohne Titel (Neons Signs, Chicago)*, 1939, Papierabzug von Glasdia, 27,9 x 35,6 cm.

Courtesy Andrea Rosen Gallery, New York, © Hattula Moholy-Nagy for the Estate of László Moholy-Nagy, © VG Bild-Kunst, Bonn 2009

WER WO WAS WANN

Kazuyo Sejima | wird Direktorin der 12. Internationalen Architekturausstellung der „Biennale di Venezia“. Das gab Biennale-Präsident Paolo Baratta kürzlich bekannt. Die 1956 geborene Mitinhaberin des Tokioter Büros SANAA ist die erste Frau, der die Biennaleleitung angetragen wird. Welches Thema Sejima zum Motto der Ausstellungen in Arsenale und Giardini machen will, die vom 29. August bis 21. November 2010 stattfinden werden, wurde noch nicht mitgeteilt. ► www.labiennale.org

Häusergeschichten | Die Zeichnungen von Gottfried Müller sind Bauwelt-Lesern seit langem bekannt: eigenartige Bauwerke mit ungläublicher, geheimnisvoller Vergangenheit. Studenten der TU Kaiserslautern haben unter der Leitung von Bernd Meyerspeer und Dirk Bayer einzelne Häuser „rekonstruiert“. Die Modelle, Pläne und Zeichnungen zeigt das Architekturforum Freiburg, Guntramstraße 15 in 79106 Freiburg bis zum 17. Dezember, Di und Do 15 bis 19 Uhr; der Katalog ist zu beziehen über ► www.agentur-fa.de

Greifbar | Die Liste der Architekten und Designer, die mit ihren Entwürfen Hand angelegt haben an das Griff- und Klinkensortiment von FSB, ist inzwischen lang und reicht von Alvar Aalto über David Chipperfield und Sep Ruf bis zu Ludwig Wittgenstein. Die von FSB konzipierte Ausstellung „Begreifbare Baukunst – Die Bedeutung von Türgriffen in der Architektur“ ist bis zum 13. Dezember im Roten Salon der Schinkelschen Bauakademie am Schinkelplatz 1 in 10178 Berlin-Mitte zu besichtigen. Geöffnet ist die Schau donnerstags bis sonntags von 13 bis 19 Uhr. ► www.fsb.de

RETROSPEKTIVE

Telefonexperimente und Lichtgemälde | László Moholy-Nagy in der Schirn

„Es war wie ein Schachspiel per Post“, schreibt László Moholy-Nagy in *The New Vision and Abstract of an Artist* über sein Telefonbild-Experiment aus dem Jahr 1922. Der Künstler hatte seine Bilder auf Millimeterpapier skizziert und diktierte dem Abteilungsleiter einer Schilderfabrik die „Koordinaten“ der Komposition mithilfe der Farbtafel der Firma übers Telefon. Der Abteilungsleiter übertrug die Farbtupfer analog auf ein vor ihm liegendes Millimeterpapier und ließ nach diesen Angaben die Porzellanemaille-Schilder fertigen.

Zu sehen ist „EM1“ aus der „Telefonserie“, ein vertikaler Balken und vier dünne, sich zu Kreuzen überschneidende Geraden auf weißem Grund, zurzeit in einer László-Moholy-Nagy-Retrospektive in Frankfurt am Main. Anlässlich des Bauhaus-Jubiläums präsentiert die Kunsthalle Schirn 170 Werke des 1895 im südungarischen Bácsborsód geborenen und 1946 in Chicago verstorbenen Künstlers, der das Bauhaus in Weimar und Dessau zwischen 1923 und 1928 als Lehrer entscheidend mitprägte.

Der erste Ausstellungsraum fokussiert das 20er-Jahre-Werk von Moholy-Nagy mit Gemälden, Fotografien, Kurzfilmen und Grafiken zu Raum-, Form- und Konstruktionsstudien. Ob in den farbigen Bühnenbildentwürfen für „Hoffmanns Erzählungen“ an der Berliner Kroll-Oper (1929) oder den Lithografien „Konstruktionen – 6. Kestner-Mappe“ (1923), stets überlagern sich geometrische Formen wie Polygon, Rechteck, dicker Stab, dünne Linie, Halbkreis oder Scheibe; räumliche Dimensionen scheinen sich zu vermischen oder gar völlig aufzulösen.

Moholy-Nagy experimentiert mit „Fotogrammen“, einer Fotografiertechnik, die auf der direkten Belichtung lichtempfindlicher Materialien wie Film oder Fotopapier ohne Kamera basiert. „Selbstporträt“ aus dem Jahr 1926 ist ein solches Fotogramm, es erinnert an ein verwackeltes Röntgenbild, in dem „Schädelknochen“, die sich in verschiedenen Helligkeitsstufen überlagern, zu einer clownesken Maske verschmelzen. Später macht er Versuche mit langen Kameraverschlusszeiten. Auf „Ohne Titel (Neon signs, Chicago)“ von 1939 etwa zeichnen sich auf dem schwarzen Hintergrund langgezogene Kurven weißer, roter und blauer Schlieren ab: eine „Lichtmalerei“, die Assoziationen zu Graffiti hervorruft.

Im zweiten Ausstellungsteil: die gebogenen Plexiglas-Skulpturen aus den 40er Jahren und der Anfang dieses Jahres nach Plänen des Künstlers in der Kunsthalle Erfurt rekonstruierte und nun in der Schirn aufgebaute „Raum der Gegenwart“. Man betritt eine kleine Box, in der eine überdimensionale Spule surrend Bilder mit Moholy-Nagy-Fotos und -Gemälden abrollt. Auf Glastellern drehen sich Bauhaus-Lampen, in Metallregalen flimmern Kurzfilme, in einem Vitrinenschrank wackelt der „Licht Raum Modulator“. Schirndirektor Max Hollein beschreibt den Raum als „inhaltliche Zusammenfassung“ von Moholy-Nagys „didaktischer Kunst“. Der Besucher findet sich jedoch am Ende eines beeindruckenden Querschnitts durch den künstlerischen Kosmos des László Moholy-Nagy inmitten einer Installation wieder, die einem merkwürdigen Fetisch für Bauhausrelikte entsprungen zu sein scheint. *Sebastian Spix*

Schirn Kunsthalle | Römerberg, 60311 Frankfurt | ► www.schirn-kunsthalle.de | bis 7. Februar, Di–So 10–19, Mi, Do 10–22 Uhr | Der Katalog (Prestel Verlag) kostet 29,80 Euro.